

mulierungen beurteilt er ausnehmend günstig (ganz im Gegensatz zu Zoellner in der „Allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung“, 26).

Und nun Barth! „Theologische Existenz heute!“ Der Titel verrät dem Harmlosen nicht, um was es sich handelt. Für ihn ist Theologie das Wissen von Gott; wir, die wir zwischen Christentum und Theologie strenger scheiden und das Wort Religion noch nicht in den Bann getan haben, würden vielleicht sagen — aber Barth wird sich über solche Überbesetzung in eine alte Sprache entsetzen: „Die religiöse Grundfrage in der heutigen Lage.“

Das Heft besteht nun aus vier Teilen: einer theologischen Grundlegung, einem Kampf gegen den Bischofsgedanken und einer Auseinandersetzung mit den Deutschen Christen und mit der Jungreformatorischen Bewegung.

Für uns ist natürlich an den grundsätzlichen Ausführungen mancherlei unmöglich; aber darüber zu streiten, ist heute die Zeit nicht.

Wir freuen uns hier an dem Satz:

Es ist kein Schimpf, sondern es hat seine besondere Ehre, Politiker oder auch Kirchenpolitiker zu sein. Es ist aber etwas anderes, Theologe zu sein. Es kann immer den Verlust der theologischen Existenz bedeuten, wenn ein Theologe Politiker oder Kirchenpolitiker wird.

Nun, es ist die alte Sache: alles Große ist gefährlich. Natürlich ist ein Kirchenpolitiker immer in Gefahr, daß er nicht „aus dem Glauben“, sondern aus Klugheit und Schlaueit handelt. Aber in solcher Gefahr ist auch der christliche Kaufmann, Beamte usw. Und umgekehrt: offenbar hat doch Barth empfunden, daß er seine theologische Existenz verlieren, aus der christlichen Haltung fallen würde, wenn er jetzt nicht — Kirchenpolitiker würde. Er hat die Kirchenpolitik abgelehnt, aber da sie schließlich nichts anderes ist als die tätige Sorge um die Kirche, so ist ihm die Sache zu groß und stark geworden, und er ist, man könnte fast sagen, wider seinen Willen mitten in die große Kirchenpolitik gesprungen.

Es ist eine entscheidend wichtige Beobachtung, wie der Calvinist Barth völlig übereinstimmt mit dem alten Führer der bayrischen Lutheraner Freiherrn D. von Pechmann:

Auch eine zunächst die äußere Gestalt betreffende Kirchenreform muß aus der inneren Notwendigkeit des Lebens der Kirche selbst, sie muß aus dem Gehorsam gegen das Wort Gottes hervorgehen oder sie ist keine Kirchenreform. Wir werden uns nun jedenfalls einsehen müssen, daß wir alle, die wir am Leben der Kirche einigen Anteil zu haben meinen, zwar um die ernsthafte Verbesserungsbedürftigkeit so mancher kirchlichen Verhältnisse und auch um allerlei aus älterer und neuerer Zeit in der Luft liegende Verbesserungspläne wußten, aber doch noch am Anfang dieses merkwürdigen Jahres keine Ahnung hatten von einer so akuten Notwendigkeit, zur Tat zu schreiten.

Geradezu glänzend sind Barths Ausführungen gegen den Bischof. Er hält sorgfältig den neuen Titel für den General-superintendenten und die Übertragung des Führergedankens auf die Kirche auseinander:

Dieses Führerprinzip ergibt aber, das wärscht der Rhein nicht ab, wenn man es ins Theologische überseht, den wirklichen, den strengen, man täusche sich doch nicht: den katholischen Episkopatismus. Man wollte, auch wenn man sich nicht die Mühe nahm, auch wenn man sich scheute, sich das klar zu machen, einen richtigen Bischof mit einem richtigen Krummstab! Man wollte einen Bischof, der auf Grund irgendeiner ausgezeichneten Begabung über die Geltung des Bekenntnisses, d. h. über das rechte Verständnis der heiligen Schrift in der Kirche zu wachen, Irrlehren als solche zu bezeichnen und autoritativ zu verhorreszieren in der Lage sei, der die Macht habe, Prediger und Lehrer ein- und abzusetzen.

Scharf ist der Vorwurf, daß man sich nicht einmal klar gemacht habe, was man wolle; ein unverantwortliches Spiel sei getrieben, es waren

Daten einer großen Unbesonnenheit, in welchen die Kirche — bis jetzt ist dieser Anschein nicht widerlegt — in unnötig-begeisteter oder in unnötig-ängstlicher Anpassung an die derzeitige Gestalt des Staates, d. h. aber in grundsätzlicher Unkirchlichkeit gehandelt hat.

Die Auseinandersetzung mit den „Deutschen Christen“ geht aus von der Feststellung:

Ihnen ist die Anerkennung der „Hoheit des national-sozialistischen Staates“ nicht nur Sache der Bürgerpflicht, nicht nur Sache der politischen Überzeugung, sondern Sache des Glaubens, und sie fordern eine Kirche, die darin mit ihnen einig sei. Das Evangelium muß nach ihnen in Zukunft als „das Evangelium im Dritten Reich“ verkündigt werden.

Und er sagt

unbedingt und vorbehaltlos Nein zum Geist und zum Buchstaben dieser Lehre.

Er hofft nur, daß ihnen

in glücklicher Inkongruenz neben dieser Irrlehre auch noch eine anderweitige christliche, kirchliche und theologische Substanz erhalten geblieben sein sollte.

Aus dieser Haltung ergibt sich auch eine ziemlich harte Kritik an der Haltung der kirchlichen Leitung, an der „merkwürdigen Weichheit, mit der man den Deutschen Christen“ im obersten Rat der Kirche entgegenkam.“

Aber auch den Jungreformatorischen sagt Barth bittere Wahrheiten. Wir sind ganz einig mit ihm und wüßten noch manches hinzuzusetzen: sie sind stark in Mitschuld an der Revolution in der Kirche. Barth wird scharf gegen seine ungetreuen Schüler, die sich in die Bischofsfrage verlaufen haben:

Die Jungreformatorischen waren unter den Eifrigsten hinsichtlich der Schaffung des Amtes eines Reichsbischofs und sie waren die Ungeduldigsten hinsichtlich der Ernennung eines solchen. Sie erblickten darin „einen symbolischen Akt neuer kirchlicher Einheit“ und sie nannten die Forderung dieses symbolischen Aktes ihr „Sofortprogramm“. Auf Grund welcher Erkenntnis, welches Bewusstseins, welcher Kirche? „Die Willkür der Verkündigung muß durch feste Lehrautorität aufgehoben werden.“ Sollte etwa die Autorität der Lehre gemeint sein, die den Jungreformatorischen eine solche Serie von Unbesonnenheiten erlaubt oder geboten hat? Sollte, wer selber so im Glashause sitzt, wirklich berufen sein, „die Versuche einer liberalistischen Theologie, sich von neuem in die Kirche einzudrängen“, so heftig zu bekämpfen?

Diese Jungreformatorischen werden einigermaßen erschrocken sein, daß der Meister gerade ihnen das berühmte Bindestrich-Christentum vorwirft: „Schöpfung und Erlösung, Natur und Gnade, Volkstum und Evangelium.“

Wir sind in derselben Lage wie Barth; wir sind gegen beide, die „Deutschen Christen“ und die Jungreformatorischen; wir stehen nur an den beiden entgegengesetzten Enden der Front. Vielleicht hat Barth niemanden in der theologischen Gegenwart, der seiner hier vorgetragenen Meinung so nahe steht wie seine besonderen Gegner: die Schriftleitung und die Mitarbeiter des „Protestantenblattes“, die diese Schrift mit dankbarer Freude gelesen haben. Aber wir betonen es: Wir haben unsere Freude nicht nur gehabt an seiner scharfen Polemik, wir sind mit ihm einig nicht nur in der Negation. Wir unterschreiben aus vollem Herzen:

In der Kirche sollten jetzt, und zwar heute noch mehr als gestern, nur ganz ernsthafte Gedankengänge maßgebend sein dürfen.

Gewiß muß etwas, und zwar sehr viel, getan werden, aber gewiß nichts anderes als dies: daß auch die Gemeinden nun erst recht und ganz neu in Furcht und großer Freude gesammelt werden durch das Wort zum Wort. Alles Geschrei um und über die Kirche wird die Kirche nicht retten. Wo die Kirche ist, da ist sie schon gerettet. Keine noch so schwere Vergewaltigung wird sie anrühren. Dennoch, heißt es, dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brunnlein!

W. Schüring.

## Die kirchlichen Ereignisse

Die Zeitungen bringen zahlreiche Aufsätze voll Freude und Dank über den hergestellten Frieden und die erreichte Einigkeit in der Kirche. „In voller Freiheit soll die Kirche ihre Neuordnung vollenden können“, sagt z. B. die „Woll. Ztg.“

Am 16. Juli sprach Hitler in Leipzig:

„Wenn in diesen Tagen auf der einen Seite die evangelische Kirche sich zusammenschloß, so ist zugleich im Vertrag der katholischen Kirche endgültig festgelegt, daß von jetzt ab Priester sich nicht mehr parteipolitisch betätigen dürfen (sonder Beifall), sondern dorthin müssen, wo wir sie sehen möchten — in der Kirche. (Beifall.) Die Religion und die

schieden sein, der Inhalt darf nie völkisch gebunden sein. Ökumenische Bewegung und liberales Christentum gehören zusammen.

2. Um das ferne Ziel der ökumenischen Bewegung zu erreichen, bedarf es überall christlicher Führer. Der Führergedanke erlebt aber heutzutage eine gefährliche Verwirrung. Absolute Führer wird es auf Erden nie geben, sondern jeder menschliche Führer ist zugleich ein Geführter. Eine Idee allein genügt aber nicht, Führer zu bilden; denn sie selbst ist wieder menschlicher Herkunft. Führer ist derjenige Mensch, den Gott führt (vgl. das Sprichwort: persona est, quem Deus personat). Solche Führer erziehen dann nicht auf sich selbst, sondern auf Gott hin, d. h. sie erziehen wieder Führer. Kein menschliches Führertum züchtet Hochmut, Unduldsamkeit, innere Beschränktheit, Egoismus. Zudem schafft es ein Herdenvolk. Die Gedanken, die Dostojewskij in der Schrift „Der Großinquisitor“ ausführt, haben heute besondere Bedeutung auch für die evangelische Kirche. Ist Freiheit wirklich untragbar für den Menschen? Das sagen nur solche Menschen, die selbst herrschen wollen. Wenn Freiheit nicht tragbar ist, dann ist Gott nicht tragbar, dann ist der Teufel der gegebene Bundesgenosse. Herdenvolk verlangt menschliche (d. i. sündige) Führung, Gottesvolk verlangt Christus als Führer. Der Hinweis, daß die Geschichte des bisherigen Christentums seine Unfähigkeit im Führen bewiesen habe, ist müßig. Dostojewskij schließt seine Gedanken mit dem Hinweis auf die Macht der Liebe. Sie ist noch nie unter Beweis gestellt worden. Wer an ihre Macht glaubt, glaubt auch an Erfolg; diese Liebe hat ja nichts zu tun mit Menschheitschwärmerei, sie ist kein Gefühl, sondern ein Gottesgebot, dem sich kein Christ entziehen darf.

3. Christus allerdings müßte dabei der einzige Mittelpunkt werden. Liberale Theologie alten Stiles hat tatsächlich ausgedient. Die Macht der Sünde ist nicht mehr zu verbergen, der Glaube an das Gute im Menschen ist endgültig dahin. Wohl glaubte Christus an den Menschen — er sah mit den Sündern an einem Tische —, aber er konnte nur so glauben als Gottessohn, als der einzige, der den Menschen gut machen konnte. Nicht die Idee der Güte, sondern der lebendige Christus gibt uns das Recht, liberal zu sein. Vielleicht wäre es besser, deswegen einen neuen Namen zu suchen. Wesentlich ist aber nicht der Name, sondern der Geist und die Arbeit. Die Ansicht, daß die Welt doch immer ein Jammerthal bleibe und daß ein Fortschritt nicht möglich sei, ist eines Christen unwürdig und zeigt, wie gering man die Erlöserkraft Christi einschätzt. Das Bekenntnis: Ich glaube an die diesseitige Aufgabe des Christentums! muß über der gesamten Tätigkeit des liberalen Christen stehen. Im Glauben an Christus wird die einzige hemmende Macht, die Macht der Sünde überwunden; jeder Christuszgläubige ist darum mitberufen, diese Welt zu überwinden.

„Die Menschheit wird diesen Weg gehen, nicht weil sie muß, sondern weil sie will, weil es von der Erkenntnis des Glaubens kein Zurück mehr gibt, weil die Seligkeit des göttlichen Wollens sie ergreift. Sie wird ihn gehen durch Feindschaft, Hohn, Verfolgung, und es wird ihr die schwerste Prüfung nicht erspart sein, daß sie bezichtigt wird von denen, die sie zu erlösen schreitet und die ihr bittere Strafe und heilige Entföhnung für getanes Unrecht verhängen. Undank wird ihren Weg segnen, Mühsal wird ihn begleiten, und dennoch wird sie in demütigem Stolz für jeden Schmerzschritt danken, der sie dem Lichte entgegenführt. Denn wir sind nicht da um des Besitzes willen, nicht um der Macht willen, auch nicht um des Glückes willen, sondern wir sind da zur Verklärung des Göttlichen aus menschlichem Geiste.“

Wullendorf

Men s

## Theologische Stimmen zur kirchlichen Lage\*)

Zwei theologische Professoren nehmen das Wort zur kirchlichen Lage; ganz verschieden in ihren Ausgangspunkten und in ihren Zielen. Wir verweisen auf beide Hefte; aber Stellung zu ihnen müssen schließlich unsere Leser selbst nehmen auf Grund eigener Prüfung.

Weinelt geht aus von einer alten heißen Liebe zum Gedanken der Reichskirche. Ob er nun — das Buch ist schon Pfingsten abgeschlossen — mit der Deutschen Evangelischen Kirche, wie sie geworden ist, zufrieden sein wird, ist mir fraglich. Denn die Reichskirche als Dachorganisation von drei konfessionellen Kirchenbünden ist ihm

eine unheimliche Verzerrung des Gedankens der Reichskirche; er ist dämonisch, denn er reißt die alte Wunde der konfessionellen Zerklüftung Deutschlands, die durch die Jahrhunderte innerer Entwicklung des Protestantismus und guter Politik der preussischen Könige gemildert war, wieder auf und fügt zu der Spaltung unserer deutschen Christenheit in Landeskirchen die viel fürchterlichere in Konfessionskirchen hinzu. Denn die Landeskirchen werden bleiben, auch wenn die Reichskirche kommt, weil sie in Jahrhunderten gewachsene Gebilde sind und weil sie meist aus der natürlichen Stammesart ihre Kraft ziehen.

Weinelt faßt dann die Frage der Reichskirche bei der entscheidenden Stelle: Welche Aufgaben sind zu erledigen? Und er erklärt: Die äußeren Dinge der Kirche, Verfassung und Verwaltung, müssen so gestaltet werden, wie es nützlich und notwendig ist. Darum verteidigt er die Synoden und kämpft gegen den Bischofsgedanken. Für wahre Christen wäre der eine Satz durchschlagend:

Schon wenn der Name die reformierten Brüder „ärgert“ — und das tut er, sie empfinden ihn als wider ihr Bekenntnis — sollte man auf ihn verzichten.

Und die Lutheraner erinnert er an Luthers spottende Worte über Bischöfe. Zusammengefaßt ist seine Sorge in dem Satze:

Es droht uns heute in einem kollektivistischen Zeitalter wie noch nie, seitdem Luther das Zeitalter der (in der Gebundenheit an Gott) freien Persönlichkeit eröffnet hat, die Gefahr einer inneren Katholisierung der evangelischen Kirchen. Das Bischofsamt ist zum mindesten eine Erhöhung dieser Gefahr, wenn nicht schon ihr Ausdruck.

Aber:

Wenn die Bischöfe eines Tages finden werden, daß sie Konzilien halten, Bekenntnisse machen, Irrlehre strafen dürfen, dann muß und wird die Revolution des evangelischen Gewissens kommen.

Wenn man, wie ich, als Lutheraner, zunächst auf dem Standpunkte steht, daß Kirchenverfassungen für den Glauben zu den äußerlichen und darum freien Dingen gehören, so wird man heute angesichts der Tatsachen doch manchmal schwankend. So wirken Weinelt's Ausführungen klärend:

Mögen die Verantwortlichen jetzt sich immer vor Augen halten, daß, so sehr Verfassungen für unseren Glauben Adiaphora sind, sie doch alle Gefahren in sich bergen, die schließlich auch auf unseren Glauben zurückwirken. Wo bei den neuen Plänen die Gefahren liegen, ist deutlich. Sie sind größer als die, welche im synodalen Wesen stecken.

Ausführlich beschäftigt sich Weinelt mit der Bekenntnisfrage. Eigentlich hält er sie nicht für dringend; aber er weiß, wieviel Not vom Apostolikum ausgegangen ist.

Es ist nicht wahr, daß es keine intellektuelle Not, sondern nur eine Not der Sorge oder des Gewissens gebe. Aber daß die Schwierigkeiten beim Apostolikum vergeblich sind und durch die doch auch wertvollen ökumenischen Bestrebungen sich noch vergrößert haben, ist jedem, der die Kirchengeschichte der letzten hundert Jahre kennt, deutlich.

Weinelt gibt nun hier eine interessante Zusammenstellung von Bekenntnisversuchen (keineswegs vollständig!); er gibt dabei auch die Grundsätze des Protestantenvereins und des Verbandes des freien Protestantismus wieder als Vorarbeiten für ein neues Bekenntnis. Die Loccumer For-

\*) Heinrich Weinelt, Die Deutsche Evangelische Kirche. Leopold Klotz Verlag, Gotha. 2 Hefte. — Karl Barth, Theologische Existenz heute! Chr. Kaiser Verlag, München. 1 Hefte.